

Crucell baut 250 statt 380 Stellen ab

PHARMA Die niederländische Pharmafirma wird weniger Jobs streichen als geplant. Auch die komplette Schliessung des Standorts Thörishaus ist nicht mehr sicher.

«Bei Crucell tut sich etwas», lautete vorgestern ein Gerücht. Gestern gab dann die niederländische Pharmafirma in einer sehr kurzfristig anberaumten Versammlung den Mitarbeitern Folgendes bekannt: Bis Ende 2015 werden voraussichtlich 250 Stellen in Bern-Bümpliz und in Thörishaus gestrichen.

Chance für Thörishaus?

Ende November war Crucell von einem Abbau von 380 Stellen im Jahr 2014 ausgegangen. Und davon, dass der Standort Thörishaus in der Gemeinde Köniz komplett geschlossen wird. Das ist nun nicht mehr so sicher, da Crucell mit möglichen Interessenten für den Typhusimpfstoff Vivotif in Gesprächen steht. Dieser wird in Thörishaus hergestellt. Details zu möglichen Käufern gab Crucell-Kommunikationschef Thomas Moser gestern aber nicht bekannt.

Der Grund für den geplanten Stellenabbau war, dass die zum US-Pharmariesen Johnson & Johnson gehörige Crucell die Produktion von Vivotif sowie zwei weiteren Impfstoffen gegen Grippe und Hepatitis einstellen will. Sie passen nicht mehr in die Firmenstrategie. Stattdessen will sich Crucell auf Impfstoffe gegen Infektionskrankheiten konzentrieren. Lediglich am Grippeimpfstoff Flucecl sollten 80 Mitarbeiter weiterarbeiten.

Dass 130 Leute weniger ihre Jobs verlieren als noch im November angekündigt, erklärt Kommunikationschef Moser folgendermassen: «Wir haben festgestellt, dass wir für die Entwicklung von Flucecl mehr Mitarbeiter in Supportfunktionen benötigen, aber etwa auch für die weitere Betreuung von Produkten, die noch am Markt verbleiben.» Ausserdem hätten Mitarbeitende von sich aus gekündigt, und befristete Arbeitsverträge würden nicht erneuert.

Keine Freude bei der Unia

«Dass nun nur 250 statt 380 Stellen abgebaut werden, ist für die Belegschaft eher ein schwacher Trost», sagt Manuel Wyss, der in die Verhandlungen involvierte Unia-Vertreter. Es sei auch kein Goodwill des Unternehmens, dass der Zeitraum des Stellenabbaus bis 2015 andauere. Das habe vielmehr damit zu tun, dass der Rückbau in der Pharmabranche aufgrund sensitiver Substanzen oft nur schrittweise erfolgen könne. Wyss hofft, dass Johnson & Johnson in den Gesprächen mit möglichen Käufern «alles gibt», damit mehr Stellen erhalten bleiben können.

Denis Grisel von der Berner Volkswirtschaftsdirektion Beco warnt jedoch vor allzu grosser Euphorie. «Selbst bei einer Übernahme können nicht alle Stellen gerettet werden.»

Der Gemeinderat von Köniz – dort hatte man im September 2013 Crucell den Weg für einen Ausbau gegeben – bedauert in einem Communiqué den weiterhin massiven Stellenabbau und die ungewisse Zukunft des Standorts Köniz. Das geplante Umzugsverfahren für den Campus Crucell bleibe sistiert. Die Weiterbearbeitung hänge von der Entwicklung rund um den Standort Thörishaus ab.

Juliane Lutz

PROSTITUTION BERNERIN LANCIERT NEUES ANGEBOT

Sie befriedigt Bedürfnisse behinderter Männer

Eine Bernerin will die Prostitution für Männer mit einer Behinderung zugänglich machen. Gestern ging Isabelle Kölbls neue Plattform online. Damit stellt die 55-Jährige viele Normen in Frage. Welche Ideologie hinter dem Projekt steht, zeigt Kölbls Geschichte – und jene eines langjährigen Kunden.

Daniel* hat in seinem Schrank zwei Stapel Kleider. Einen für den Alltag. Und einen für Isabelle.

Alle sechs Wochen trifft er sie, die Frau, von der er sagt, dass sie ihn verstehe wie kaum ein Mensch auf dieser Welt. Es ist Samstag, 7 Uhr, als Daniel in der Ostschweiz in den Zug steigt und Richtung Bern fährt. Am Bahnhof in Konolfingen wird sie auf ihn warten, wird lächeln und ihn mit einem Kuss begrüßen. Wird ihm mitnehmen in ihr Studio in einem Nachbardorf. Und sie wird ihn verwöhnen, den ganzen Nachmittag lang. Wie viel er ihr für diesen Besuch zahlt, bleibt sein Geheimnis. Für weniges, sagt Daniel, gebe er sein Geld lieber aus.

Es ist noch dunkel, vor dem Fenster ziehen die Lichter der Welt vorbei. Daniel hat Musik im Ohr und drifft ab in Träume. Als Rollstuhlfahrer fährt er in der ersten Klasse, hier hat er jene Ruhe, die er braucht. Braucht, um hinüberzuleiten. Von der Alltagswelt in die Welt mit Isabelle, wo er gestreichelt wird und die weiche Haut jener Frau spürt, die ihm so gefällt. Daniel hat dieses Ritual stören, das am Freitag beginnt, wenn sich Daniel den ganzen Körper rasiert, und erst endet, wenn er in Konolfingen Isabelles Lächeln sieht.

Gestern ging Sexcare online

Der Seminarraum im Paraplegikerzentrum Nottwil ist kühl,



Mit dem Projekt betritt Isabelle Kölbl neues Terrain.

grau, steril. Die Lüftung des Beamers summt, auf den Tischen stehen Kaffeetassen. Vier Frauen sitzen da. Isabelle Kölbl ist elegant gekleidet. Die 55-Jährige bildet an diesem Tag vier Sexarbeiterinnen aus, die sich auf Menschen mit einer Behinderung spezialisieren wollen. Diese «Perlen», wie Kölbl die Frauen nennt, hat sie herausgesehen aus dem trüben Teich der Prostitution. Sie sollen zu den ersten Mitstreiterinnen im Projekt gehören, das Isabelle Kölbl lanciert hat. Auch Daniel ist am Workshop dabei. Er hat seit seiner Kindheit eine Bewegungsstörung und soll als langjähriger Kunde die Diskussion bereichern.

Der Beamer projiziert eine Internetseite auf die Wand, eine Brunette mit kurzem Rock ist zu sehen, daneben steht «Fabienne» geschrieben, «Cup-Size D» und «Intimrasur: glatt rasiert». In den nächsten Tagen werden die Frauen selber ein solches Profil anlegen. Auf der Seite Sexcare.ch sollen Männer mit einer Behinderung eine Sexarbeiterin finden, die mit ihrem Handicap umgehen kann, sei es eine Demenz, eine Querschnittlähmung oder eine Erektionsstörung (siehe Kasten). Sexcare.ch ist seit gestern online. Ein vergleichbares Angebot gibt es in der Schweiz bisher nicht.

Die Seite grenzt sich klar ab von bereits etablierten Sexalbegleiterinnen für Handica-

DAS SAGT DIE SEXOLOGIN

Damit sich der Mann nicht in die Sexarbeiterin verliebt

Die Diskussion um die Sexualität von Menschen mit einer Behinderung sei noch am Anfang, sagt Esther Elisabeth Schütz, die das Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie Uster leitet. Was Isabelle Kölbl anbietet, entspricht für Schütz dem Leitbild, das die Fachstelle für Behinderung und Sexualität (Fabs) entworfen hat. «Menschen und ihre Sexualität dürfen nicht über ihre Behinderung definiert werden», schreiben die Fachleute dort. Mittel- bis langfristig **sollten «professionelle Prostituierte solche Dienstleistungen erbringen»**. «Möglich, dass Isabelle Kölbl die Erste ist, die das öffentlich de-

klariert und so anbietet», sagt Esther Elisabeth Schütz. Sie unterstützt die Auffassung der Fabs und denkt dabei vor allem an Menschen mit einem geistigen Handicap. «Ein 15-Jähriger mit geistiger Behinderung interessiert sich genauso für echte Jugendliche und nackte Frauen», sagt Esther Elisabeth Schütz. Die Selbstbefriedigung und die Fähigkeit, eine Frau zu verfolgen, würden aber noch zu wenig gefördert. «Entsprechend gross ist die Herausforderung, dass sich der Mann **nicht in die Sexualbegleiterin verliebt**», sagt Schütz. Es brauche Anbieter, die mit Nähe und Distanz umge-



Zu nah für Velos, zu weit für Rollstuhlfahrer? Die Distanz zwischen Gleisen und Trottoirs ist umstritten. Stefan Andrejg

aber nur, wenn eine Sympathie da sei. Kölbl dagegen hat von Anfang an ganz selbstverständlich Sex angeboten. «Mein Coiffeur sagt auch nicht: Waschen ja, bei Sympathie schneide ich sogar die Haare.»

Erotik als hohes Gut

In Isabelles Studio steht ein weisses Sofa, davor liegt das Fell eines

Stiers. Auf dem Salontisch stehen Champagnergläser. Daniel hat den Kopf in ihren Schoss gelegt. Isabelle streicht ihm durch das Haar. Seit 6 Jahren kennen sich die beiden, seit 2500 E-Mails, wie Daniel sagt. Sie geht mit ihm in die Ferien, kennt seine Eltern. «Isabelle ist eine Frau, die ich glattweg heiraten würde», sagt Daniel. Nur zu wenigen Menschen, fügt er an, habe er ein solches Vertrauen, niemand traue ihm mehr zu.

Nach einer Zeit dränge es ihn aufs Bett, sagt Daniel. Er lege sich nackt auf den Rücken. Isabelle folge ihm, schmiege ihren Körper an ihn. Was gibt es Schöneres, fragt Daniel, als das Zusammensein mit einer nackten Frau? Andere sehen ihre Freundin täglich, für ihn sei Erotik ein hohes Gut.

Daniel will sich von seinem Handicap nicht einschränken lassen. Und er ist stolz, dass er dies schafft. Er arbeitet, bezieht keinen Rappen IV, ist unabhängig. Es gebe Frauen, die überfordert seien, wenn sie ihn treffen. In der Regel schränke ihn das Handicap aber nicht ein, versichert Daniel. Ausser im Ausgang, da sei es schwierig. Einen trai-

nierten Körper kann er nicht bieten.

«Intensive Kommunikation»

Paraplegikerzentrum, Hotelzimmer 203. Die vier Sexarbeiterinnen sitzen im Kreis um ein Bett, darauf liegt Daniel. Isabelle Kölbl stopft die Bettedecke unter Daniels Knie. «Es ist wichtig», erklärt sie, «dass er diese Körperposition halten kann.» Daniel leidet unter einer Zerebralparese. Er sagt, er habe Betonstelen als Beine, sein Körper steht permanent unter Spannung. Liegt Daniel flach, wird der Druck enorm – und das ist alles andere als förderlich. «Nur wenn der Mann sich entspannen kann, können wir an einem anderen Ort eine Spannung aufbauen», sagt Kölbl. Die Frauen lachen.

Die körperlichen Bedürfnisse blieben auch mit einem Handicap die gleichen, sagt Isabelle Kölbl. Sie nehme sich aber länger Zeit als eine Prostituierte, führe oft lange Gespräche.

«Für mich ist Sex eine intensivere Art der Kommunikation. Ein Ausdruck von: Ich mag dich mit allem drum und dran», sagt Isabelle Kölbl. «Die erotische Ebene öffnet Tore, die sich sonst



Isabelle Kölbl in ihrem Studio nahe Konolfingen: Vor rund fünf Jahren machte sie die Ausbildung zur Sexualbegleiterin. Mittlerweile hat sie sich von den anderen Anbieterinnen distanziert.

DIE NEUE INTERNETSEITE

Auf der Seite Sexcare.ch können Prostituierte inserieren. Sie geben an, auf welche Behinderungen sie eingehen können, zum Beispiel ob ihr Studio rollstuhlgängig ist oder ob sie Männer mit Demenz bedienen.

Vor dem Inserieren ist eine **Schulung Pflicht**. Im eintägigen Workshop lernen die Frauen, wie sie auf Männer mit einem Handicap eingehen können. Durch die Schulung, witzelt Isabelle Kölbl, würden die Frauen «isa-zertifiziert», also die Qualität garantiert. Der Workshop kostet, danach **zahlen die Frauen rund 400 Franken pro Monat für ihr Inserat** – das ist der übliche Preis in der Branche. Es sei schwierig, gute Frauen zu finden, sagt Kölbl. Aktuell haben acht Prostituierte ein Profil.

Die Seite bedeutet für Isabelle ein Risiko. Nicht nur, weil sie und zwei Projektpartner je 9000 Franken investieren. Isabelle Kölbl gibt auch ihre Exklusivität auf. Langfristig hofft sie aber, dass Sexcare Einnahmen generiert und ihre Altersversicherung wird. *dog*

nie öffnen würden.» Deshalb messe sie ihrem Angebot auch einen beachtlichen psychologischen Aspekt zu.

«Ich hatte schon immer ein besonderes Gespür für die Menschen», sagt sie. Bei Handicaperten sei die Verbindung besonders stark. Denn seit einem Motorradunfall leidet Isabelle Kölbl dauerhaft unter Schmerzen im Bauch, sie ist eine sogenannte Schmerzpatientin. Einmal, nach gutem Sex, erzählt Kölbl, habe sie mit ihrem Partner über diese Gabe gesprochen. Man müsse sie ausleben, sagten sich die beiden. Das sei der Auslöser gewesen, diese Ausbildung zu machen.

«Manchmal denke ich: Ach Isabelle, warum kannst du es nicht einfach mal gut sein lassen?» Mit 55 Jahren fühle sie sich jetzt aber fähig, für ihre Überzeugung einzustehen.

Ist das Liebe?

Daniel sagt, er habe zu jeder Bahnschwelle zwischen Bern und der Ostschweiz eine innige Beziehung. Er braucht diesen Weg, diese Distanz, die seine beiden Trennen trennt. Nach dem ersten Treffen mit Isabelle vor 6 Jahren weinte er, als der Zug den

«Ich hatte schon immer ein besonderes Gespür für die Menschen.»

Isabelle Kölbl



Die entscheidenden Zentimeter an der Tramhaltestelle für die Sicherheit der Velofahrer

TRAM REGION BERN An den geplanten zehn neuen Haltestellen des Trams Region Bern sollen die Velofahrer gefahrlos vorbeifahren können. Die Stadt verspricht 90 Zentimeter Abstand zwischen Trottoirkante und Gleis.

Die Tramhaltestelle Wander an der Berner Monbijoustrasse fordert selbst geübte Velofahrer heraus. Stadteinwärts misst dort der Abstand zwischen Trottoir und Gleis an der engsten Stelle nur gerade 66 Zentimeter. Nicht ganz so schlimm, aber auch eng ist es an vielen anderen Haltestellen in der Stadt, zum Beispiel an den Haltestellen Hirschengraben, Spitalacker und Sulgenau.

Falls die neue Tramlinie zwischen Köniz und Ostermündigen gebaut wird, gibt es in der Stadt zehn neue Tramhaltestellen. Bereits jetzt sorgen sich die Velo-

fahrer und deren Interessenvereinigung Pro Velo Bern um die Sicherheit der Zweiradfahrer an diesen neuen Haltestellen.

Eine optimale Lösung gibt es in Bern aus Sicht von Pro Velo Bern bereits: Die Haltestelle Kursaal stadtauswärts können Velofahrer bequem auf einem separaten Velostreifen umfahren. Doch diese Variante werde die Stadt bei den neuen Haltestellen nicht bieten können, räumten die Behörden an der jüngsten Mitgliederversammlung von Pro Velo Bern ein. Denn entlang der neuen Tramlinie fehle der nötige Platz, er-



Zu nah für Velos, zu weit für Rollstuhlfahrer? Die Distanz zwischen Gleisen und Trottoirs ist umstritten. Stefan Andrejg

klärte Reto Zurbuchen, Leiter Projektierung und Realisierung. Der optimalen Lösung stehen häufig Hauseingänge, Garageneinfahrten oder zu enge Trottoirs im Weg.

Keine «unklaren» Lösungen

Die Verkehrsplaner wollen sich nicht auf Lösungen einlassen, welche Velofahrer als «unklar» taxieren könnten. So wie zum Beispiel an den Haltestellen Luisenstrasse und Hirschengraben. Dort laden – aus Sicht mancher Velofahrer – die abgesehenen Randsteine fast dazu ein, die Haltestelle auf dem Trottoir zu umfahren. Doch eine offizielle Signalisation gibt es nicht. Rechtlich ist das Trottoir aber gemäss Art. 43 Abs. 2 des Strassenver-

kehrsgesetzes den Fussgängern vorbehalten.

90 oder 70 Zentimeter?

Das Tiefbauamt will den Velofahrern bei den neuen Haltestellen mehr Platz auf der Strasse einräumen: 90 Zentimeter Distanz zwischen Trottoirkante und Gleis. Behindertenorganisationen wünschen sich allerdings bloss 70 Zentimeter, damit der Abstand zwischen Trottoir und Einstieg ins Tram möglichst gering ist. Die Planer sind jedoch zum Schluss gekommen: So wenig Distanz zum Gleis sei zu gefährlich für Velofahrer – insbesondere dann, wenn die Trottoirkante hoch sei. Und dies werden sie an den neuen Haltestellen sein. Wie hoch genau, ist noch

unklar. Die Behindertenkonferenz Stadt und Region Bern möchte 27 Zentimeter hohe Randsteine. Velofachleute sind für 24 Zentimeter. Denn in Versuchen haben sie festgestellt, dass höhere Randsteine die Zweiradfahrer unbewusst ausweichen lassen. Doch auch die Behindertenkonferenz hat Versuche gemacht. Deren Geschäftsleiter, Herbert Bichsel, sagt: «An der Haltestelle Bärenplatz, wo die Randsteine 24 Zentimeter hoch sind, können nur sportliche junge Rollstuhlfahrer problemlos selbstständig einsteigen. Schwächere oder ältere – also die Mehrheit – haben Mühe, den Höhenunterschied zu bewältigen.»

Ob die Trottoirkante dereinst bei 24 oder bei 27 Zentimetern

liegt, spielt für Velos mit Anhängern keine Rolle. Denn für sie werden auch die neuen Haltestellen untauglich sein. Selbst bei 90 Zentimetern Abstand zum Trottoir ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass eine der drei Spuren des Velos mit Anhänger in eine der beiden Schienen eines Geleises gerät.

Abstimmung im Herbst

Sofern die Pläne für das Tram Region Bern in sieben Monaten von den Stimmberechtigten in der Stadt Bern, in Köniz und in Ostermündigen gutgeheissen werden, will die Stadt bereits in dem nächsten Jahr am Eigerplatz mit den Bauarbeiten fürs neue Tram beginnen.

Esther Diener-Morscher



Handy-Gaffer stellen Polizei vor Probleme

STADT BERN Immer wieder machen Schaulustige Fotos von Toten und Unfallopfern. Manchmal tauchen die Bilder im Internet auf, noch bevor die Polizei die Angehörigen informieren kann. Rechtlich gibt es kaum Handhabe gegen schaulustige Hobbyfotografen.

Ein junges Paar überschritt im Dezember letzten Jahres die Gleise beim Bahnhof Bümpliz-Süd. Ein kurzer, unüberlegter Moment beendete jäh zwei Leben. Die beiden jungen Menschen wurden von einem heranbrausenden Zug erfasst und tödlich verletzt (wir berichteten). Die Verletzungen waren so schwer, dass die Opfer erst nach drei Tagen identifiziert werden konnten. Erst danach benachrichtigte die Polizei die Angehörigen.

Noch bevor die Polizei die Unfallstelle absperren konnte, hatte ein Passant Fotos von Leichenteilen gemacht, welche er mit seinem Handy an Freunde und Bekannte weiterversendete. Es handelte sich dabei um keinen Einzelfall, wie Alice Born, Mediensprecherin der Kantonspolizei Bern, weiss. Mit einigen Mausclicks am Computer findet man aktuelle Bilder von Unfällen, Verbrechen oder Suiziden auf Facebook, Instagram, Twitter, Flickr, etc. Durch die Smartphones sind auch hochauflösende Kameras allgegenwärtig. Dass Onlinemedien ihre Leser dazu auffordern, Bilder von ungewöhnlichen Ereignissen einzusenden, führt dazu, dass immer mehr Fotos gemacht werden. «Wir stellen fest, dass manche Passanten bei einem Unfall ihr Handy zuerst dazu benutzen, Bilder von der Unfallstelle und von Opfern zu machen, und erst anschliessend den Notruf alarmieren», sagt Alice Born. Dieses Phänomen gehört mittlerweile zum Alltag bei der Polizeiarbeit. Damit umzugehen, gehören für Polizisten zur sogenannten Ereignisbewältigung an einem Tat- oder Unfallort. «Die Polizisten sind sich zudem bewusst, dass auch sie selbst bei Einsätzen fotografiert oder gefilmt werden.»

Handykameras immer vor Ort Für die Polizei stellen die «Handyreporter» eine besondere Herausforderung dar. Auch wenn die Polizei noch so schnell am Unfallort ist, ein Passant mit Handy ist fast immer schon vorher dort. Wenn die Einsatzkräfte vor Ort einen Sichtschutz errichten und die Unfallstelle absperren, haben die Passanten ihre Fotos bereits gemacht.

«Es ist natürlich unser Bestreben, die Angehörigen zu informieren, bevor sie eindeutige Bilder im Internet sehen», sagt Alice Born. Es komme immer wieder vor, dass via Social Media oder Onlinemedien Bilder von Unfällen verbreitet werden, aus denen Angehörige oder Verwandte eindeutige Rückschlüsse ziehen können. «Selbst wenn bei einem Unfallauto die Nummer abgedeckt wird, wissen Angehörige zum Beispiel anhand eines Wimpels oder eines Aufklebers genau, wer verunfallt ist», sagt Born.

Rechtlich kaum Schranken

Rechtlich hat die Polizei kaum Handhabe, um Passanten das Fotografieren von Toten zu verbieten oder gar Fotos zu beschlagnahmen. Wer aus einiger Distanz fotografiert und Rettungsarbeiten nicht behindert, macht sich im Prinzip nicht strafbar. Strafbar macht sich allerdings nach Artikel 262 des Strafgesetzes, wer jemand nicht hilft, der in unmittelbarer Lebensgefahr schwebt. Und wer Bilder von getöteten oder verletzten Personen veröffentlicht, verletzt im Prinzip deren Persönlichkeitsrechte. Allenfalls könnte man jemanden, der ein Opfer nicht nur fotografiert, sondern auch berührt, wegen Störung des Totenfriedens belangen.

«Nicht alles, was legal ist, ist ethisch vertretbar», gibt Alice Born zu bedenken. Die Polizei könne zwar kaum Bilder beschlagnahmen, «wir versuchen aber manchmal, die Handyreporter zu überzeugen, ihre Bilder zu löschen».

Vorteile für die Polizei

Die Omnipräsenz von Kameras hat übrigens auch Vorteile für die Polizei, betont Born. So können zum Beispiel Bilder von Passanten oder Schaulustigen auch zur Aufklärung von Straftaten dienen, wenn diese der Polizei zur Verfügung gestellt werden.

Ralph Heiniger



Wenns brennt sind Handygaffer schnell vor Ort. Keystone